

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 252.

Montag, 28. Oktober.

1929.

(10. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Altien! Noch nie hatte er in seinem Leben eine Aktie gekauft, wußte nur, daß sie an der Börse gehandelt wurden und daß man sehr viel Geld mit ihnen verdienen konnte, wenn man Glück oder wenn andere Pech hatten. Doch jetzt war keine Zeit zu verlieren, er mußte zurück, damit sein langes Ausbleiben nicht auffiel. Die Mappe lag tief in den Kleiderschrank, den er abgeschlossen hatte, dann jagte er auf dem Rad zurück in den Verlag. Der Botenmeister sagte kein Wort. Wo steht geschrieben, wie lange ein Bote benötigt, um irgendwo irgendein

Mappe abzuholen? In der darauffolgenden Nacht tat er kein Auge zu, sein Gewissen srocht einen schweren Kampf gegen seine Geldgier aus, schließlich beruhigte er sich damit, daß er ja die Sachen, falls man ihn erkannt haben sollte oder Argwohn schöpfte, wieder zurückgeben könne. Am andern Morgen, als er in den Verlag kam und die Morgenblätter zur Hand nahm, fand er bereits Notizen über „seinen“ Fall und las mit ebensolchem Herzschlagen wie beruhigendem Interesse, daß die Firma, welche das Unglück passiert war, nicht mal einen Schimmer zu haben schien, wer der Mann sei und wie er ausgehe, dem man aus Versehen die wichtige Mappe ausgehändigt hatte. Am Schluß der Notiz stand:

„Dem Überbringer der Mappe mit dem gesamten Inhalt wird, ohne daß seine Personalien festgestellt werden, eine Belohnung von 5000 Mark ausgehändig.“

Fünftausend Mark? Donnerwetter! Was mögen da erst die Altien wert sein. Und er studierte heimlich den Kurszettel, konnte aber beim besten Willen den Namen der Altien nirgends entdecken. Zu fragen wagte er natürlich nicht, aber Anton Macenauer war kein dummer Kerl, er konnte warten. Und er wartete ein halbes Jahr, bis er alles wußte. Auch bei den Boten im Verlag wurde natürlich sehr viel über den Fall gesprochen.

„Unserer hat kein solches Glück“, meinte einer. „Nee“, sagte Anton und tat, als interessiere ihn die Sache nicht.

Nach einem halben Jahr wußte er, daß der Besitzer der Aktien vergessen hatte, sich die Nummern derselben zu notieren, daß die Aktien selbst im Freiverkehr an der Berliner Börse gehandelt wurden und einen Wert von 80 000 bis 90 000 Mark repräsentierten. Das genügte vorläufig. Er konnte warten, und er wartete noch einige Monate, bis sich die Nachforschungen der Polizei völlig totgelaufen hatten und ohne jegliches Ergebnis geblieben waren. Auch darüber fand man ja genug in den Zeitungen.

Der Mann, der ihm die falsche Mappe übergeben hatte, konnte sich nicht entsinnen, wie jener Bote ausgesehen habe, besonders weil er ihn durch das kleine Fenster nicht ganz sehen konnte. Auch erstreckten sich die Nachforschungen natürlich nur auf solche Personen, die von dem Vorhandensein der Mappe etwas wissen konnten, denn daß jemand, der gar keine Ahnung hatte, auf die Idee kam, sich die Aktien geben zu lassen, daß also der reine Zufall hier seine Hand im Spiele habe, konnte niemand ahnen.

Als Macenauer mit Recht glaubten durften, lange gewartet zu haben, errichtete er sich auf einer großen Bank, wo ein Kunde mehr oder weniger nicht

weiter auffiel, ein Konto mit 50 Mark und ließ eine seiner Altien im Freiverkehr verkaufen. Man schrieb ihm 8450 Mark gut. Dann ließ er wieder ein paar Monate versiechen, um sein Konto durch den Verkauf einer zweiten Aktie zu vergrößern. Und so machte er es weiter, Schritt für Schritt und Aktie für Aktie, behielt seinen Posten im Verlag bei, damit kein Aufsehen entstünde, und hatte am Ende etwas mehr als 70 000 Mark zusammen.

Er hatte genügend Kriminalromane gelesen und war oft genug Zuhörer in Schwurgerichtssälen gewesen, um zu wissen, daß die meisten Gauner ihrer eigenen Dummheit zum Opfer fallen, weil sie sich durch Geldausgaben oder unvorsichtige Reden verdächtig machen. Das sollte ihm nicht passieren, und weil er keine sonderlichen Bedürfnisse hatte, führte er noch ein Jahr lang ein einfaches Leben als Bote bei seinem Verlag, mit einem Bankkonto von mehr als 70 000 Mark.

Bis zu jenem Tage, an dem Topas als krasser Aufenseiter das Derby mit der Riesenquote von 1140:10 gewann. Macenauer, der für den Pferdesport immer sehr viel übrig gehabt hatte und trotz seines geringen Verdienstes stets ein „großer“ Wetter gewesen war, durfte an diesem Tage natürlich nicht fehlen. Er war der Ansicht, daß man auf der Rennbahn um so mehr Glück habe, je weniger man von der Sache verstehe, und vom Traberport verstand er so viel wie ein Maistochse vom Seiltanzen.

Am Tage vor dem Derby hatte ihm seine Bank einen Brief geschrieben, worin sie ihm mitteilte, daß man ihm für Zinsen den Betrag von 3420 Mark und 65 Pfennig gutgeschrieben habe.

Daran, daß sein Geld auch Zinsen abwerfe, hatte er bisher gar nicht gedacht. Diese 3420 Mark und 65 Pfennig waren so einfach gefundenes Geld. Dabei dachte er an das Derby. Wie, wenn er den gesamten Betrag verwettete? Dadurch würde er nicht ärmer, und warum sollte man nicht auch mal Glück haben? Aber wen sollte er wetten? Elf Pferde starteten, davon waren sechs gleichwertig. Hat ja Zeit bis morgen, dachte er und fuhr zur Bank, die Zinsen abzuheben.

Am Sonntag war schönes Wetter und schon gegen Mittag zogen Zehntausende hinaus in die Heide. Anton klemmte sich auf das Verdeck eines Autobusses, obwohl er sich einen Wagen hätte leisten können, aber man durfte ja nicht auffallen. Draußen nahm er eine Karte zum Sattelpunkt und lief ausgeregt umher, denn das viele Geld in der Brusttasche drückte ihn.

„Bor Taschendieben wird gewarnt“, las er an einer Tafel und erschrak. Taschendiebe! War er nicht auch einer? In einem Anfall von Reue gelobte er, das ganze Geld zurückzugeben, wenn das Glück ihm hold sein würde. Dabei dachte er (heute weiß er es nicht mehr), wahrscheinlich: Ich gewinne ja doch nichts und brauche auch nichts zurückzuzahlen.

Acht Rennen wurden an diesem Tage gelaufen. Anton setzte in jedem von ihnen die Nummern 4 und 7. Vier Treppen hoch habe ich die Mappe bekommen, und sieben Altien waren drin. Jedesmal einen Hundertmarksschein auf beide Nummern, doch die Sache sing schlecht an. In den ersten vier Rennen waren „seine“ Gäule unter „Ferner ließen“, im fünften aber gewann

Nummer 4 und brachte ihm 300 Mark. Da bekam er Mut. Das sechste Rennen war das Derby. Auf dem linken Absatz drehte er sich dreimal um, wie um das Glück zu zwingen, dann ging er an den Tausend-Mark-Schalter und setzte sein ganzes Geld auf Nummer 7.

Natürlich war er viel zu neugierig, um nicht wissen zu wollen, was andere Leute über dieses Pferd dachten, dessen Namen er im Moment nicht mal wußte, da er immer noch kein Programm erstanden hatte. Nun kaufte er sich aber eins, fand „Topas“ unter Nummer 7, ein Pferd, das noch nie ein Rennen gewonnen hatte und bestimmt auch keins gewinnen würde. Das schöne Geld war hin.

Bor den Schaltern stauten sich die Massen in unüberschaubaren Schlangen. Niemand wollte fehlen, und wenn es auch bei einem Favoritensieg höchstens 15 : 10 gab, so wollte man doch nicht daneben getippt haben. Anton stellte sich in der Nähe der Schalter auf, um zu hören, was verlangt wurde.

Einmal die Neun.

Viermal die Drei.

Einmal drei.

Die Fünf zweimal.

Drei.

Neun.

Zweimal die Neun.

Von der 7 war nichts zu hören, kein Mensch hatte Vertrauen zu ihr, 3 und 9 waren Favoriten, 5 gab man Chancen, auch wohl der 1 und der 8, aber die 7 sah kein Mensch. Mit Ausnahme vor Anton Macenauer, der sich vergebens einreden wollte, er ärgerte sich nicht, weil das verlorene Geld ja g'sund'nes Geld sei.

Ich will mir doch wenigstens das Unglückstier mal ansehen, das so viel Geld von mir trägt. Und er begab sich in den Führerring. Die Menge, die auf etwas über 100 000 geschätzt wurde, stützte zurück auf die Tribünen und Sattelpätze, und als er gerade Platzgestellt hatte, daß „Topas“ ein kleines, unscheinbares Pferd sei, welches gegen die anderen Crafts nur unangenehm abstach, wurde auch er von der Menge mitgerissen und kam am Ende auf einen Platz zu stehen, von dem aus er überhaupt nichts von der Bahn sehen konnte. Er hörte nur von Leuten, die so glücklich waren, einen Stuhl erwischt zu haben und die sich durchweg mit Ferngläubern versehen hatten, was sie ihren Bekannten von oben herab mitteilten und konstruierte sich danach das Rennen zurecht.

Als die Pferde in ihren Sulks zum erstenmal an den Tribünen vorübertraten, bemerkte er, daß sein Pferd gerade keinen günstigen Platz inne hatte, wenigstens hörte er das aus einer Bemerkung heraus, die ein Herr neben ihm machte.

„Topas“ hat sich aber noch nicht weit nach vorn geschoben.“ Wer ist „Topas“? Hat denn der Aussichten?“

„Ein Außenseiter schlimmster Sorte.“

„Jede Kugle läuft allein besser.“

„Sagen Sie das nicht, Herr. Ich habe 50 Mark auf „Topas“ stehen.“

„Meinen Sie, daß er deshalb auch nur drei Schritt mehr macht?“

„Das Pferd ist nicht ohne Chancen, sage ich Ihnen.“

„Tawohl“, warf Anton ein, „Topas“ kann gewinnen. Ich habe 10 Mark drauf stehen.“

Schon kamen die Pferde in die Gerade, das Gedränge beim Publikum wurde noch schlimmer, jeder suchte mit den Ellenbogen sich Platz und Sicht zu verschaffen. Leute wurden von ihren Stühlen gerissen und tobten schrecklich, weil sie nicht mehr hinzuwannen. Anton erwischte einen Stuhl und schwang sich hinauf; er konnte die ganze Bahn sehen. Rudernde Arme der Fahrer und der Menge, aufgeregte Schreie zitterten in der heißen Luft, langsam verstand man einzelne Namen von Menschen und Pferden.

„Topas!“

Der Name war gefallen. Anton konnte mit seinen etwas schwachen Augen die Nummern der Pferde nicht erkennen und fragte die Nebenstehenden.

Was macht „Topas“?“

Aber die hörten alle nicht, denn sie hatten das Pferd nicht gewählt und waren sehr erregt, daß dieser Außen-

leiter sich auf einmal nach vorne schob. Liebendahl und Rose B., die beiden Favoriten, lagen dicht beieinander an der Innenseite, während außen ein kleines, unscheinbares Tier herantrabte und immer mehr Boden gewann. Hundert Meter vor dem Ziel war der Sieg bereits entschieden. Die Menge, die ihr schönes Geld verloren sah, feuerte durch wilde Rufe ihre Pferde an, um etwas retten zu können: vergebens! Topas gewann mit einer Länge sicher und glatt. Niemand hatte so etwas für möglich gehalten.

„Na, det gibt ne Quote“, sagte ein dicker Herr und wischte sich den Schweiß von der Gläze.

An der Bewegung sah man, daß er an dieser Quote leider nicht beteiligt war.

Als die Pferde das Ziel passierten, herrschte einen Moment Totenstille auf dem weiten Platz, dann brachen die Hunderttausend in ein ungeheures Gebrüll aus; man wußte nicht, war es Wut oder Beifall.

„Wer hat gewonnen?“, fragte Anton irgend jemand.

„Topas, Sie hören doch!“

Natürlich wußte er es längst, er wollte es nur noch einmal bestätigt haben. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe, das Herz wollte aussetzen, kloppte wie ein Dampfhammer. Die Hölle, die Hölle! Er mußte etwas Kühltes trinken und zwang sich zum Büfett.

Später erst, als das siebente Rennen schon gelaufen wurde, ging er hinauf in die Tribüne zu dem Tausend-Mark-Schalter . . . Unterwegs hörte er allerlei.

„Tolle Quote . . . nie dagewesen . . .“

„Nur fünf Menschen sollen auf Topas . . .“

Am Schalter zog er seine Tickets aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. In diesem Augenblick rief der Beamte: „Da ist er ja!“

Und zeigte auf Anton Macenauer. Ein Herr, der sich in einer Ecke zu schaffen gemacht hatte, kam näher. Er hatte einen schief sitzenden Zwider auf und ein Notizbuch in der Hand.

Antons Herz setzte aus. Völlig. Er stand, einer Ohnmacht nahe, ganz ergeben da und wartete nur darauf, daß der andere den Rockaufschlag zurückklappte und sage: Sie sind verhaftet!

Aber der zog nur höflich den Hut.

„Gestatten Sie, mein Name ist Weißgerber. Vom Abendblatt. Ich möchte gern wissen, was Sie mit dem vielen Geld anfangen werden, wie Sie es verwenden, ob Sie es gut gebrauchen können . . .“

Macenauer starrte den Mann immer an. Er hatte nicht verstanden, was er wollte, so daß der Journalist seinen Satz wiederholen mußte.

„Ich begreife wohl, daß das unerwartete Glück Sie ganz loslös macht, aber . . .“

„Wollen Sie bitte nachzählen“, ließ sich jetzt der Mann am Zählbrett vernehmen. „Es sind 342 000 M.“

„Wie bitte?“

Langsam begriff er, daß er gewonnen hatte, aber wieviel, wußte er nicht, denn er hatte die Quote nicht gelesen, und jetzt sollte er ein Vermögen befürchten. Er sah Berge von Scheinen vor sich und überlegte nur, wie man die am besten transportierte, ohne daß sie einem jemand abnehmen könnte. Dann begann er, ohne nachzuzählen, die Scheine in alle Taschen zu stopfen, so daß er keine gute Figur mehr besaß, weil der Anzug in Wülsten von seinem Körper abstand. Aber was schadete das?

Der Journalist hatte geduldig gewartet, jetzt trat er vor. „Ihr Name, mein Herr . . .?“

„Mein Name? Um Gottes Willen, niemand darf erfahren, daß ich 3000 Mark gewettet habe. Wo soll ich so viel Geld herhaben?“

„Max Neumann“, sagte er rasch.

Der Journalist notierte.

„Beruf? Kaufmann vermutlich?“

„Anton nenne.“

„Und wie gedenken Sie das Geld anzuwenden? Und wie kamen Sie auf den ausgesunkenen Gedanken, Topas zu wetten?“ Er grinste.

„Ich will ja nicht Ihre Geheimnisse ergründen, nur irgendeine plausible Erklärung für unsere Leser haben.“

„Ja, ich verstehe . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Offener Brief an den Herrn Feuilleton-redakteur.

Herr Redakteur! Ich will mich nicht beschweren, daß Sie so kritisch sind und anspruchsvoll. Ich darf mich aber doch dagegen wehren, daß ich nicht wüßte, wie man schreiben soll!

Ich bitte Sie! Bedenken Sie die Zeiten! Einst war es leicht. Man schrieb so etwas hin. Selbst niedliche Bedeutungslosigkeiten erwärmten Ihren Lesern Herz und Sinn.

Man pflanzte noch gemütvoll sein Gemüse und fand bei allem auch den rechten Ton. — Dann kam die Zeit der Psychoanalyse und als Kulturprodukt das Saxophon!

Schlagzeilenartig raste durch die Spalten ein wilder Sturm der Aktualität: Was heute ist, wird morgen schon veraltet. Was mittags kommt, ist abends schon zu spät!

Das Thema Lieb und Treue war zu meiden. Es brachen neue Forderungen ein: „Wie läßt man sich am besten schmerlos scheiden?“ „Die Kunst, vermählt und doch beglückt zu sein.“ Verwildert ward der Unforn zur Methode, in einer Zeit, die rast und vräht und vrunkt. Sinnwidrigkeit ist heut die große Mode: Ich sit tatsächlich auf dem toten Punkt.

Herr Redakteur! Es ist nicht auszumalen, wie schwer es fällt, den rechten Weg zu gehn. Dabei muß ich die Kohlen bald bezahlen, Und auch die Miete hab ich übersehn.

Drum geben Sie, ich bitte, diese Zeilen Verständnisvoll einstweilen nur in Druck. Ich will nicht lang verbessern oder feilen Im Hinblick auf den Ultimo. — Ihr

Pud.

Mitleid tötet.

Skizze von Wolfgang Federau.

„Mitleid haben?“ sagen Sie. Der Teufel hole das Mitleid — in diesem besonderen Falle und überhaupt. Auch so eine abgestandene Phrase, ein Begriff, den man in eine Tugend umgebogen hat. Mag sein, daß es eine ist — Frauen gegenüber, Kindern, Krüppeln, Kranken gegenüber. Aber nicht, wo es sich um Männer handelt. Und wir sprechen von Männern!

Dann ist Mitleid fast so schlimm wie Mord — in der Wirkung wenigstens. Oder noch schlimmer — weil es auf Umwegen tötet, hinterlistig, zufällig, beinahe. So eine Art Querschläger!

Ich habe ein Beispiel — Bergford. Sie kennen ihn natürlich nicht? Aber egal.. jedenfalls: das war ein Mann! Kein Genie, aber ein Kerl, ein ganzer, tüchtiger Kerl. So in sich abgerundet, mit großen Gehlern und großen Vorzügen — wie ein Mensch sein soll.

Er hatte eine Klitsche, oben irgendwo im Pommerschen. Nein, schon etwas mehr. Ein großes, schönes Rittergut. Den Namen von dem Rest weiß ich nicht — will ihn nicht mehr wissen. Alter Erbbesitz. Dort hodie er im Sommer, baute seine Rüben, seinen Roggen. Im Winter wohnte er hier in Berlin, mit seiner Frau. Konnte es sich leisten, gut und gern, denn in seiner Wirtschaft war er firm. Seine Augen waren überall, er liebte seinen Boden, seine Heimat — und wo die Erde was merkt, da dankt sie mit hundertfältiger Frucht.

Immer wußte er, was er tat — auch in der Inflation behielt er die Besinnung. Kannte den Wert von dem, was sein war, und ließ sich durch Millionen und Billionen nicht verblüffen. Wurde nicht zum Schieber und kaufte nicht drei Klaviere oder kostbare Futtertröge für die Schweine, wie die kleinen Pincher ringsherum.

Und so kam er gut über die schlimmen Jahre — mit keinem böseren Resultat, als daß das Nachbargut von irgend einem Kaufmann erworben worden war — Donski hieß er oder so ähnlich — den er nicht mochte. Der Grund? Nun, er wußte nicht viel von ihm. Wußte nur, daß dieser Mann von anderer Art war, ohne Bindung des Bluts an die Erde, die er war gekauft und mit — wie ich gern annehmen will — ehrlich verdientem Gelde bezahlt hatte, mit dem er aber nicht durch Liebe, Schicksal und Tradition verbunden war.

Ein paar mal hatte Donski versucht, mit seinem Nachbarn — sie wohnten nur dreißig Kilometer voneinander entfernt — so etwas wie eine Art Verkehr anzuknüpfen. Bergford war höflich und eisig, und ich — ich verstehe das durchaus.

Ja, sooo nun kommt mir, wie bekannt, was kein kleiner Blaube und glaubte nicht, auf Grund seines kleinen Geldbeutels mehr vorzustellen als der andere. War also insofern ein durchaus honetter Mensch. Viel zu verständig sogar, um meinem Freunde, den er sicher immer sehr geschätzt hat, zu großen.

Ja — dann, vor fünf Jahren also, starb plötzlich Bergfords Frau. Sie war Anfang dreißig, nicht viel jünger als er. Und wurde vom Tschuhus hingerafft, den sie sich geholt hatte, als sie bei den Weibern und Kindern der Insleute Krankenpflegerin spielte. Ohne zwingenden Grund eigentlich — mehr dem Trieb ihres Herzens folgend.

Wäre Bergford ein Waschlappen und Tämmerring gewesen, so wäre er vielleicht daran zerbrochen. Denn er hatte seine Frau unendlich lieb. Aber er war ein Mann, und so suchte er der Schwermut, die ihn zu überfallen drohte, auf andere Art Herr zu werden. Kam ein paar Monate später nach Berlin und stürzte sich mit einer Energie, die eines besseren Ziels würdig gewesen wäre, in allerlei Vergnügungen oft höchst fragwürdiger Art.

Ich hätte ihn da vielleicht mit ein paar rechten Worten zu rechter Zeit ein bisschen zügeln können. Aber ich dachte: es gibt mancherlei Arten, seinen Schmerz auszutoben, und die Hauptache muß man immer der Zeit überlassen. Heute scheint's mir zuweisen, es war falsch, daß ich nur zusah und abwartete.

Bergford hat viele Tage und Monate sinnlos seine Kraft in noch finstleren Abenteuern vergeudet, und ich ließ ihn gewähren. Einmal, dachte ich, muß ja die Selbstbesinnung kommen und die Umkehr. Aber es kam etwas anderes. Er geriet durch irgend einen blöden Zufall in die Arme eines Weibes — solche Katastrophen gehen ja immer von dem andern Geschlecht aus! Jeder von uns hätte ihm erklären können, was für ein schlechtes Wesen dieses Mädel war. Wir sagten es ihm auch alle. Aber es war vergebliche Liebesmüh — er war blind vor Leidenschaft und, dachte ich, halb toll, noch immer, vor Schmerz um den Verlust seiner Frau. Bergford nahm das Weib zu sich, und ich kann es mir erjahren, Ihnen Stufe für Stufe auszumalen, was geschah. Sie verstand ihn zu nehmen — das muß wahr sein. Und sie sog ihn aus, besser und vollkommener als ein Abruzzenträuber es mit seinen Opfern zu tun vermöchte. Manchmal wunderte's mich, wie rasch sie es vermodigte, diesen Brunnen auszuschöpfen, denn er war nicht arm. Aber dauernde Reisen, wüstes Spiel in Monte Carlo, verschwendischer Luxus der Kleidung, Auto, Schmuck, Schmuck und wieder Schmuck: ein so großes Gut gibt's ja gar nicht, daß nicht eine Frau bei entsprechendem Willen damit in relativ kurzer Zeit fertig geworden wäre.

Als er restlos ausgenützt war und kein Mensch ihm mehr ein halbes Milie auf ein völlig verschuldetes Besitzum gebumpt hätte, beabsichtigte sie wohl, ihn wie eine ausgesetzte Zitrone wegzuswerfen. Diese Sorte Weiber kennt nicht viel Gewissenstrümpel. Aber dreimal vierundzwanzig Stunden vorher war Bergford bereits zur Besinnung gekommen. Die Krise war überstanden, das Fieber sank und er erkannte voller Ekel, wie weit er sich verloren hatte. Gerade noch rechtzeitig genug, um das Weib seinerseits zum Tempel hinauszutragen, ehe sie ihren übeln Vorsatz in die Tat umsetzen konnte. So blieb ihm dies eine wenigstens erspart.

Bergford fuhr auf das Gut, das ihm von Rechts wegen schon nicht mehr gehörte, und wohnte dort bis zur Zwangsversteigerung. Denn die Klitsche kam natürlich unter den Hammer, und ebenso natürlich war es auch, daß Donski sie erwarb. Der Erlös reichte gerade aus, um sämtliche Gläubiger zu befriedigen. Bergford selbst blieb kaum mehr, als was er auf dem Leibe trug.

Am nächsten Morgen verließ er das Haus seiner Väter, wie man so nett sagt. Auf seinem Lieblingsgaul ritt er fort, ganz heimlich. Er ließ ihn sich für zwei Stunden vom Verwalter, um zum letztenmal das Fleckchen Erde zu durchstreifen, das ihm so teuer war.

Er war kein grüner Junge, nicht wahr! Und wenn er auch Dummkoppen gemacht hatte wie ein Knabe, so trug er sein Schicksal doch wie ein Mann. Er hatte keinen geschädigt, darum konnte er seinen Raden so stolz tragen wie ehedem — denn was in seinem Schädel vorging und in seinem Herzen, das ging niemanden etwas an.

Auf halbem Wege begegnete er Donski, der in seinem Jagdwagen herübergekommen war, um mit dem Verwalter das Nötige zu besprechen. Donski hielt an, tat, als wäre er nicht, daß Bergford den Gaul ritt, der ihm nicht mehr gehörte. Man wechselte einige freundlich-höfliche Worte. Dann sprang Donski plötzlich auf, streckte dem Reiter mit herzlicher, aufrichtiger Miene beide Hände entgegen und läutete voll Mitleid und Freundschaft: „Bleiben Sie hier — verwalten Sie das Gut wie bisher für meine Rechnung. Ich wünsche mir keinen besseren Stellvertreter als Sie, und Sie tun mir so leid.“

Breitlich, gerade das lebte hätte er nicht sagen dürfen, das vom Leidun, wissen Sie. Im selben Augenblick wurde Bergford ans Steif, sein Gesicht wurde blau und ablehnend, er führte die Hand an die Wölke, sagte knapp und kalt: „Danke, nein“, und dann noch „Mahlzeit!“ und ritt davon, ohne sich auch nur einmal umzudrehen.

Betrübt und vielleicht etwas verständnislos, da er es doch so gut gemeint hatte, blickte Donski ihm nach. An der Grenze seiner Helden sprang Bergford ab, wandte den Gaul um und trieb ihn mit einem freundlichen Klaps heimwärts. Bleib dann noch mit verlorenen Augen stehen, bis auch das lebte Klavern der Huße verhallt war. Dann ging er weiter, langsam, schwerfällig, um zu Fuß den Bahnhof zu erreichen.

Jetzt aber hielt er den Naden angesetzt — die letzten Worte Donskis fräßen an ihm wie eine eiternde Wunde. Denn sie hatten seinen Stolz getroffen, der seines Wesens bester Kern war. Ein Bauernwagen, rumplend und klappernd auf dem durch lange Dürre steinhart gewordenen Wege, holte ihn ein. Der Mann darauf, irgend ein kleiner Höher aus dem Nachbardorf, wandte sich um. Ganz zufällig. Er kannte Bergford, riss den Hut von seinem schluchzenden Haaren.

„Gnädiger Herr“, sagte er, heruntersteigend, mit schlendernder Stimme. Dann, mit dem Handrücken an den plötzlich feuchtgewordenen Augen herumwischend, machte er eine ungeschickt einladende Handbewegung nach dem jammervollen Gefährt hin.

Bergford hatte Mühe, sein Zittern zu verbergen. „Nein — nein“, sagte er langsam, „ich renne hier bloß ein bisschen rum, will mir mal die Schönung drüber ansehen.“

Und er lief mehr als er ging davon, mähte seine Schritte erst, als ihn die schügenden Zweige des Waldes verbargen.

Dort hat er sich dann doch erschossen, am selben Abend. Obgleich er das Zeug in sich hatte, mit härteten Schidalschlägen fertig zu werden. Er hätte bloß den beiden Leuten nicht begegnen dürfen, dem Donski nicht und dem Bauern erst recht nicht.

Wundern Sie sich, daß das Leben so ist? Das Leben — ist ja! . . .“

Mozarts Schwester.

(Zu ihrem 100 Todestage am 29. Oktober.)

Von Anna Schwabacher-Bleicheröder.

„Ich küß' 1 000 000 Mal der Mammi die Hand und der Nannerl das Gesicht, die Nas' und den Hals . . .“, so heißt es oft in den lustigen Briefen, die Jung-Mozart von Konzertreisen in die geliebte Vaterstadt Salzburg sendet. Denn fällt ebenso viel wie der Papa, der „gleich nach dem lieben Gott kommt, weil er musiziert wie die lieben Englein“, und die teure Mama galt ihm „s Nannerl“. Das war Maria Anna Mozart, des gottbegnadeten Meisters hochmusikalische, um fast fünf Jahre ältere Schwester.

Beide Kinder genießen daheim beim Vater, dem österreichischen Hofmusiker Leopold Mozart, dessen wertvollen Unterricht, oft im Beisein des den Kindern ein gutes Horst stellen Hofstrometers Schachiner. Und allabendlich singen der sechsjährige Wolferl und das zehnjährige Nannerl im Nachthemdelein, auf Stühlen stehend, vorm Schlaflengehen ein Liedchen, das der Knabe auf einen von Nannerl in italienischer Sprache verfertigten Text komponierte.

Der Zeitstil gemäß zeigt bald Vater Mozart seine beiden Wunderkinder der staunenden Welt. Außer dem ungewöhnlichen Musitalent eignet beiden Anmut und Humor. Zuerst geht es nach Wien, wo Maria Theresia gleich nach einem ersten Vierhändigsspiel der beiden Kinder diesen lieblich die Wange zum Kusse darbietet. Der allzeit sartliche Wolferl aber springt der Kaiserin schlankweg auf den Schoß und läßt sie so tüchtig ab, als wär' sie sein „Mammerl“. Die glückige Frau läßt dem Frechdachs nicht, hat sie doch selbst sechzehn Kinder: dies begab sich im Familiensinner. Und für den nächsten Abend schon hat die Kaiserin für ihre Schüblinge ein Konzert angesetzt, dem der ganze Hof, ja selbst die kleineren Kinder, die Erzherzöge und Erzherzoginnen, beiwohnten. Die Kinder sind die einzigen Solisten dieses für sie weltbedeutenden Abends, teils gemeinsam am Klavier, teils mit Violine und an der Hausorgel. Nannerl absolviert mit Herzklöpfen ihre erste Nummer und begleitet dann den Bruder. Brausender Beifall. Und neben anderen reichen Gelöben erhält Nannerl ein Festgewand von der kleinen Erzherzogin Maria Antonie, der späteren Königin von Frankreich. Auch nach diesem Lände führt die beiden vom Vater geleiteten Kinder ihre erste Tournee über Koblenz und Köln. Unterwegs muß Mozarts Schwesterchen trotz anstrengender musikalischer Tätigkeit auch noch auf Wunsch des Vaters Tagebuch führen, um ihre Rechtschreibung zu verbessern, die dessen allerdings

bedarf, wie dieses Bröckchen sagt: „In Wiesbaden ursprung von den warmen und sald bad. In Biblio den aarten das Schlos, worin ein runder fall is in ebbens die festunk das zeighaus in bonn das schlos und garden . . . auf den weg nach cöllu fallenlust worinn ein zeimmer von lauterr spiegeln is das indianische haus fineche häuser . . .“ Als Vater Mozart's Nannerl wegen dieser schauerlichen Schreibart nachgerichtet läßt, verteidigt Wolferl es: „Kann ein Mensch alles können? Und 's Nannerl ist zulebt auch nur ein Mensch.“ Aber was für eins! Tagsüber übt's seine sechs Stund am Klavier, und abends näht's uns auch noch die Knöpferln an die Röd“ Von Paris, wo man ebenfalls die Wunderfinder bestaunt und belohnt, nur daß die Marquise von Pompadour längst nicht so gültig ist wie Maria Theresia, geht es nach London. Hier schäft man seit Händel deutsche Tonkunst. Und reich mit Gold und Ruhm beladen, lehren die Mozarts über Holland und die Schweiz nach Salzburg zurück.

Während der heranwachsende Wolfgang, nunmehr von der Mutter begleitet, viel draußen konzertiert, führt Maria Anna daheim dem Vater den Haushalt und ist dabei dessen musikbegeisteter Amulus. Und die gleichen Dienste erwieist sie noch dem fernern Bruder, jumal da die Mutter stirbt und eine große Lücke zurückläßt. Maria Anna reinigt und säift die heimgesandte Wäsche und Kleidung. Mit Begeisterung aber — ist sie es doch, die am festesten an die Sendung des Bruders glaubt — prüft und begutachtet sie nach sorgfältigem Studium dessen erste größere Kompositionen. Glücklich und stolz wohnt sie an seiner Seite den Erstaufführungen seiner Opern bei. Immer ist sie für ihn da, arbeitet geistig und körperlich oft so schwer für den Bruder, daß er ihr im Briefe aufruft: „Liebste, beste Schwester! Schone Dich! Du hast noch nichts von dem guten Herzen Deines Bruders genommen, weil er's noch nicht im Stande war.“

Beide heiraten Konflikte kommen. Maria Anna wird an der Seite des Herrn v. Sonnenberg weniger glücklich als Wolfgang mit seiner geliebten Konstanze Weber, bis Maria Annas Ehe durch den Tod des Mannes gelöst wird.

Nun hätte sich Mozarts Schwester, die in allem Unglück die musikalische Beraterin des Bruders blieb, mehr dessen Familie räumlich nähern können, da trifft sie in Salzburg am 5. Dezember 1791 aus Wien die Nachricht von Mozarts Tod bis ins Mark.

Fortan ernährt sie sich als Klavierlehrerin, jede Unterstützung der Verehrer des Bruders beharrlich ablehnend. Ihre Musikstunden widmet sie nur der künstlerischen Hinterlassenschaft des Bruders und der Unterstützung seiner Witwe. Sie beendet seine Tösi und schreibt Erinnerungen nieder. So lebt Maria Anna mit ihrem heiliggeliebten Wolferl fort, und selbst, als sie in späteren Jahren erblindet, kann dies der Bielgeprüften keine tiefe Wunde mehr schlagen.

Maria Anna Mozart starb am 29. Oktober 1829 zu Salzburg. Wie sehr Mozart seine Schwester bis zum Tode geliebt und geschätzt hat, beweist diese Stelle aus einem seiner letzten Briefe an sie anlässlich der Übertragung eines Rondo: „Kein Mensch als meine liebste Schwester darf es mir nachspielen.“

Scherz und Spott

Es kommt daran an. „Marie“, sagte die Hausfrau streng zu dem Mädchen, „mir ist es so, wie wenn ich heute morgen gesehen hätte, wie Sie jemand im Hausschlur führt. Wer es der Milchmann oder der Briefträger?“ — „Das kommt darauf an. Sahen Sie mich um 47 oder kurz vor 8?“

Nicht zufrieden. „Können Sie mir die Unfallversicherung empfehlen, in der Sie sind?“ — „Nein! Ich bin jetzt zehn Jahre versichert und habe noch keinen Unfall gehabt.“

Die Ausrede. „Aber wenn Sie nichts Unrechtes begangen hatten, warum sind Sie denn dann fortgelaufen, als sich Ihnen der Schuhmann näherte?“ fragte der Beamte. — „Ich dachte, daß er mir ein Billett für das Konzert der Schupokavelle verkaufen wollte“, erwiderte der Gefangene.

Berechtigte Frage. „Vater, warum regnet's denn?“ — „Damit das Gras wächst, mein Junge.“ — „Warum regnet's denn dann auf den Straßen?“

Seltene Gelegenheit. „Also ist das wirklich der billigste Regenschirm, den Sie haben?“ fragte der ältere Herr. — „Ja wohl“, erwiderte der Verkäufer. — „Nun, dann will ich ihn nehmen. Ich brauche ihn ja nur, um ihn in der Bahn stehen zu lassen.“

Auch ein Rufen. „Nun, haben Sie dieses Jahr mit ihren Bienen Glück gehabt?“ — „Honig haben sie allerdings keinen gegeben, aber eine von Ihnen gab dem Stowereinnehmer einen tüchtigen Stich in die Nase.“